

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 4

Artikel: Menschenlos
Autor: Sturm, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634298>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XVI. Jahrgang
1926

Bern
23. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Menschenlos.

Von Julius Sturm.

Ob dir ein Pfühl, ein karges Moos
Zum Wiegenlager nur bestellt,
Uns alle traf das gleiche Los,
So wie wir kamen auf die Welt.

Ob eine Träne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt:
Wir kamen hilflos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer gehn,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunkeln Tal, auf lichten Höhen:
Ein jeder hat sein eignes Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht
Und jener scherzt und fühlt doch tief,

Daß ihm ein Dorn die Brust zerfticht, —
Und keinem ward ein Freiheitsbrief.

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Selbst die Mutter Link begriff etwas von diesem Wesensunterschied. Langsam — vor einem heimlichen Groll wich ihre Demut. Sie ahnte: Man wollte ihrem Sohn ins Gewissen reden, daß er der mütterlichen Fürsorge längst entwachsen sei und eher des Steinklopfers Hammer ergreifen müsse als weiter von ihrem Verdienste zu zehren.

Die peinliche Notlage, um derentwillen sie fremde Hilfe suchte, war vergessen.

„Und das muß man begreifen“, sagte sie plötzlich mitten aus ihrem Sinnen heraus, „der Martin ist zu geschickt fürs Kanzlistenwesen. Das mag er nicht. Er könnte Besseres tun, sagt er, als Akten kopieren. Und lieblos ist er auch nicht, höchstens verbittert, ja, das ist er, weil ihm nichts glückt. Und jetzt will er halt einen ordentlichen Platz abwarten, das will er. Warum soll ich ihm da nicht helfen dazu?“

Sie bebte, ohne zu bereuen. Die Heftigkeit stand ihr nicht übel. Bruder Gerhard fühlte sich genötigt, sie anzusehen, und er mußte dabei denken: „So sieht die grenzenlose Mutterliebe aus.“ Andererseits aber eine Verblendung, die seine schlimmsten Erwartungen übertraf!

Er war gekommen, um dem törichtsten, kindischen Schlen-drian des Burschen womöglich sofort ein Ziel zu setzen und hatte ihn für eine Portierstelle in Aussicht genommen. Nun stieß er schon bei der Mutter auf Widerstand!

Ueber den Tisch hin reichte er ihr ein Billett und bemerkte im Ton einer schweren Enttäuschung: „Hier sind hundert Franken. Wohl bekomm's. Aber du wirst begreifen, künftighin könnte ich nicht wohl —“ Schonungsvoll brach er den Satz ab.

Frau Link zögerte eine Weile, das Geschenk entgegen-

zunehmen. Es konnte ihr nicht entgehen, wie tief sie den wohlmeinenden, gutherzigen Greis enttäuscht hatte. Da war's denn der letzte Rest von Trost, als sie nach warmen Dankesworten bat, ihr nicht zu zürnen, weil sie ihren Sohn in Schutz nehme.

„Ich weiß, du meinst es ja gut mit uns, und ich möchte ja gern, du hilfst mir mit deinem Zuspruch, damit der Martin —“ Sie stockte, schloß aber in weitblickender Vorsicht das wertvolle Papier in die Schublade.

„— in eine bescheidene Stellung kommt —“ vollendete der Prediger. „Allerdings. Wo er arbeiten muß und tüchtig erhalten. Mit dem faulen Glücksrittertum bringt er sich immer tiefer ins Elend. Alle können nun einmal nicht mit Gütern gesegnet sein, und ihm besonders ist eine stille, engere Laufbahn — ich möchte fast sagen — von Geburt an vorgezeichnet.“

Eine Weile betrachtete er unschlüssig seine Handflächen, dann rückte er plötzlich an ihre Seite und sagte: „Warum sollt' er's zum Beispiel nicht mit einer Portierstelle versuchen?“

„Am Gottes willen!“ schrie sie auf, und der Greis verstand nicht, war es sein Vorschlag, was sie so entsetzte, oder das plötzliche Erscheinen ihres Sohnes, der mit einem frühlichen Gruß eintrat.

„Die Sorge hat ein End!“ wollte er der Mutter zurufen, wie wenn er inzwischen eine Goldgrube entdeckt hätte, aber beim Anblick des Gastes lief ein Schatten über sein Gesicht. Fast drohend blickte er, an Gerhard vorbei, auf die Mutter, die ihre Not nicht verbergen konnte.

„Aha, ich verstehe, der Kapuziner soll mich wohl ins,